

DANIEL BAUER (2015). POPULÄRE MUSIK UND STADTENTWICKLUNG. NEW ORLEANS VOM STRUKTURWANDEL DER 1960ER JAHRE BIS ZUR FLUTKATASTROPHE VON 2005.

Rezension von Markus Frei-Hauenschild

Daniel Bauer geht in seiner Untersuchung der Frage nach Wechselwirkungen zwischen populären Musikszene und Stadtentwicklung am Beispiel von New Orleans nach. In Auseinandersetzung mit einer Diskursgeschichte, die vom oppositionellen Subkultur-Begriff zu einer konsensuelleren Sichtweise überging, widmet er sich der Frage, »auf welche Weise die Musikszene von New Orleans die Regeneration der durch wirtschaftlichen und demografischen Strukturwandel in eine Krisensituation geratenen Stadt prägte«. Dabei orientiert er sich insbesondere an Richard Floridas Studie *The Rise of the Creative Class* (2002), die Kultur als »entscheidenden Standortfaktor im Wettbewerb zwischen urbanen Räumen« untersucht. Zugleich knüpft er an Giacomo Bottàs (2009) Untersuchung zur Rolle der populären Musik in Manchester an und fragt außer nach der ökonomischen Bedeutung populärer Musik – etwa den Auswirkungen auf den städtischen Tourismus – nach mili-eustabilisierenden bzw. -verändernden Funktionen der Musik.

Bauer bedient sich in seiner Untersuchung unterschiedlicher Materialien und Methoden, die von der Analyse der Songtexte, Plattencover und Sounds eines selbstgebildeten Korpus' von 50 Songs über die Kompilation von Sekundärliteratur zur Stadt- und Kulturgeschichte bis zur Analyse der führenden Tageszeitung *The Times-Picayune* reichen. Der eigentlichen Untersuchung vorangestellt ist ein Einleitungsteil, der – bei aller notwendigen Beschränkung und Simplifizierung – eine gute und differenzierte Einführung in die Geschichte und aktuelle Situation der Stadt gibt.

Die Korpusanalyse von 50 Songs bleibt dagegen hinter dem Anspruch zurück. Der Schluss, Songs beeinflussten das Image von New Orleans, nur weil

in ihnen von der Stadt gesungen wird und sie eine gewisse Verbreitung fanden, ist zu kurz geraten: »Dass die Musikszene von New Orleans das touristische Bild der Stadt [...] prägte«, lässt sich eben nicht unter völliger Nichtbeachtung der Rezipienten »durch eine Analyse von Songtexten, Plattencovern und musikalischen Parametern« (S. 39) zeigen. An anderer Stelle betont der Autor explizit, die Frage, von *wie vielen* Hörern die Songs de facto rezipiert wurden, könne und müsse die Arbeit nicht beantworten – *ob überhaupt und in welcher Weise* die Songs und ihre Botschaften zur Stadt rezipiert wurden, wird nicht diskutiert. Dass diese Fragen durchaus relevant sind, klingt in den Analysen an einer Stelle eher en passant an, als nämlich angezweifelt wird, ob die hohe Mordrate, die im Song »One More Murder« (1998) der Band Better Than Ezra von den Rezipienten überhaupt mit der Stadt in Verbindung zu bringen sei. Im Text wird diese gar nicht erwähnt, der Song hat es nur in den Korpus geschafft, weil die Band aus New Orleans stammt. Und doch wird umstandslos der Anspruch angemeldet, der Korpus beinhalte »diejenigen Tonaufnahmen lokaler Interpreten [...], die das touristische Bild von New Orleans mittels textlicher Botschaft am stärksten prägten« (S. 42, Hervorhebung durch den Rezensenten).

Die Analysen selbst sind von unterschiedlicher Aussagekraft. Das Kapitel über die Songtexte wertet den Korpus quantitativ aus, indem hier kulturelle Merkmale der Stadt (die Musik selbst, Street Parades, Karneval, Tanz, Mardi-Gras-Indians, Esskultur und Voodoo) sowie Äußerungen zu urbanen Problemen ausgezählt werden. Die Zuordnung dieser Topoi zu unterschiedlichen Musikstilen gerät arg cursorisch, indem hier nur zwischen »traditionellem« Jazz, R&B und Funk als einer Richtung, Rock und Blues als zweiter und schließlich HipHop als dritter unterschieden wird. Dass die Thematisierung von Gewalt, Drogen und Rassismus in Letzterem durchaus genretypisch ist, räumt Bauer ein, um dann dennoch darauf hinzuweisen, dass derlei Inhalte »mit touristischen Interessen nicht vereinbar« seien. Wieder bleibt die Frage tatsächlicher Auswirkungen solcher Äußerungen ungestellt.

Die Analyse der Plattencover geht selektiv vor, eine quantitative Auswertung des Korpus findet nicht statt. Dennoch gelingen hier aufschlussreiche Beobachtungen zu nostalgischer Imagepflege im »traditionellen« Jazz oder der Bedienung des Klischees vom exotisch-mystischen Voodoo-Zentrum in der psychedelischen Phase von Dr. John. Das Kapitel *Der »New Orleans-Sound«* ist dagegen eine Kapitulation. Auf nicht einmal zwei Seiten – deren zweite ein Fazit des bisher Gesagten darstellt – werden vier längst nicht hinreichend erläuterte Merkmale »des« New Orleans Sounds referiert, ohne dass diese auch nur ansatzweise mit dem untersuchten Material abgeglichen würden.

Handfester ist die Analyse der kulturellen und ökonomischen Bedeutung von Musikclubs und Festivals sowie das – angesichts bereits vorliegender Analysen bewusst knapp gehaltene – Kapitel über die Fernsehserie *Tremé*.

Der Abschnitt über die Bedeutung der Musik für die »Selbstdefinition und -identifikation der schwarzen Arbeiterklasse« beschäftigt sich mit der Rolle des HipHop und dessen lokaltypischem Subgenre »Bounce« insbesondere in der Post-Katrina-Ära. Dabei bleibt die Darstellung sowohl in der Beschreibung des Stils (call and response-Prinzip und Tanzbarkeit sind eben keine singulären Charakteristika der Musik aus New Orleans) als auch in der wertenden Sicht auf die Verhältnisse (»Auf das soziale Zusammenleben in New Orleans wirkte sich die lokale Hip-Hop-Szene zugleich positiv als auch negativ aus«) an der Oberfläche. Überaus aufschlussreich und informativ dagegen sind wieder die Ausführungen zu »kurzfristigen Transformationen öffentlicher Räume« und zur »Gestaltung der gebauten Umwelt durch die Musikszene als Stadtentwicklungsmaßnahmen ›von unten‹«. Auch wenn hier der Bereich der musikalischen Ausbildung und die Rolle, die Institutionen wie die Fairview Baptist Church Band in den 1970er Jahren oder die Post Katrina-Initiative »Silence is Violence« hierfür spielten, Beachtung verdient gehabt hätte.

Das abschließende Kapitel »War on Music« beschäftigt sich schließlich mit städtischen Maßnahmen und Interventionen im Spannungsfeld der Interessen der Musikszene, des Tourismus und der Anwohner, die – über rein ordnungspolizeiliche Regulierung hinaus – nachvollziehbar als Teil einer Gentrifizierungsstrategie interpretiert werden.

Die Verknüpfung der Stadtentwicklung mit Institutionen, Erscheinungsformen und Manifestationen populärer Musik ist in hohem Maße begrüßenswert und New Orleans als Gegenstand in doppelter Hinsicht prädestiniert: als traditionsreiche Musikstadt und aufgrund des radikalen, durch die Katrina-Katastrophe von 2005 markierten Einschnitts. Auch wenn die Analysen des Songkorpus dem hohen selbstgesteckten Anspruch nicht gerecht werden, trägt Daniel Bauers Arbeit hierzu vielfältige Hinweise und Fakten zusammen, die in den referierenden Abschnitten in überaus informativer und gut lesbarer Weise erzählt werden.

Daniel Bauer (2015). *Populäre Musik und Stadtentwicklung. New Orleans vom Strukturwandel der 1960er Jahre bis zur Flutkatastrophe von 2005* (= Geschichte & Kultur. Kleine Saarbrücker Reihe Bd. 4). Trier: Kliomedia.